

Predigt in Wolfshagen am 27.8.2006 - 11. Sonntag nach Trinitatis

von Landesbischof Dr. Friedrich Weber

Text: Lukas 18, 9-14

Liebe Gemeinde,

noch wenige Tage, dann gehen die Ferien zuende und mit ihnen Tage, in denen die Zeit anders verfließt und wir sie manchmal viel deutlicher spüren als in der alltäglichen Geschwindigkeit unseres Lebens. Schien die Zeit nicht zu tropfen, als es so unwahrscheinlich heiß war? Und wer verreist war, wird die Erfahrung kennen, dass die Zeit nach ersten langsam verrinnenden ungemein gefüllten Tagen auf einmal zu rennen und zu jagen beginnt und ehe wir es uns versehen, ist der Urlaub vorbei, steht die Heimreise an. So ist es jedenfalls immer dann, wenn wir Neues und Fremdes erkunden.

Und es gibt ja auch Menschen, die immer wieder zu den selben Orten zurückkehren und jedes Mal in das merkwürdige Phänomen eintauchen, in ein anderes Zeit- und Lebensgefühl zu fallen – wenn man nur die Tür aufmacht. Die Zeit steht und es weitet sich die Seele, wir sind ganz bei uns selbst. Das sind vielleicht die Orte, von denen Uwe Johnson sagte, deren „Anblick möge mir gewärtig sein in der Stunde meines Sterbens“ - am Ende meiner Zeit.

Aber das steht jetzt nicht an. Jetzt sind wir zurück – Schulanfang steht vor der Tür, die Ernte ist in vollem Gange, das Getriebe hat uns wieder, der große Motor ist angeworfen...

Und heute ist Sonntag.

Aus – Zeit,

herausgefallene Zeit.

Zeit die quer steht zum linearen Zeitstrahl unseres Lebens und auch zur zyklischen Wiederkehr von Jahreszeiten und Arbeitsrhythmen. Zeit, die es ermöglicht, innezuhalten und unser Leben auf Gott auszurichten, ihn anzuhören, sein Wort urteilen zu lassen, Widerhaken in unser Gewissen und unser Gedächtnis zu versenken.

Ein solcher Haken könnte Oskar Brüsewitz heißen. In diesen Augusttagen vor 30 Jahren hat sich der Pfarrer Oskar Brüsewitz verzweifelt an seinem Land, das damals

DDR hieß und verzweifelt an seiner Kirche, die ihm nicht entschlossen genug redete und handelte, selbst verbrannt. Nur Sekunden stand sein Talar in Flammen - aber es waren Momente, in denen Zeit sich verdichtete, anschließend nichts mehr so war wie zuvor.

Lassen Sie mich kurz an ihn erinnern und dies auch und gerade im Bewusstsein dessen, dass die Texte des heutigen Sonntages von Hochmut und Demut, von Rechtfertigung und Freiheit, von Gottes letztem Wort sprechen. Sie zwingen uns regelrecht, uns selbst zu befragen, ob *wir* deutlich und ehrlich genug sind, ob man an *uns* erkennen kann, welche Wege Jesus Christus uns gelehrt hat.

Brüsewitz hat seinen Weg versucht.

Geboren 1929 in Litauen, kommt er nach Krieg und Kriegsgefangenschaft nach Osnabrück und wird dort Schuhmachermeister. Später zieht er nach Sachsen und bewirbt sich, als sein Geschäft verstaatlicht wird, an der Predigerschule in Erfurt und wird Pfarrer. 1970 geht er auf seine erste Pfarrstelle nach Rippicha. Dort lebt er mit seiner Familie, läutet oft und lange, besucht die Menschen in ihren Häusern und montiert schließlich ein riesiges Neonkreuz auf seiner Kirche. Es soll sämtliche Sowjetsterne in den Schatten stellen. Er malt Plakate, organisierte spektakuläre Protestaktionen, bringt immer wieder die Partei in Aufruhr und die Kirchenleitung in Konflikt: Soll man den kompromisslosen Widerborst schützen oder lieber die kleinen Handlungsspielräume zu bewahren und erweitern suchen, die 1973 nach der Unterzeichnung der Helsinkiakte endlich entstanden sind?

Man entscheidet sich wohl für Letzteres und legt Brüsewitz nahe, die Stelle zu wechseln. „Ich werde dann gehen“ sagt er. Und geht. Zu seinem Wartburg, fährt nach Zeitz, stellt Transparente, die den Kommunismus anklagen neben sein Auto, übergießt seinen Talar mit Benzin und zündet sich an.

Vier Tage braucht er, um zu sterben – seine Frau darf nicht mehr zu ihm, die Stasi verhört sie stundenlang.

Der Schock saß tief.

Was bringt einen Menschen, der Frau und Kinder hat, dazu, sich und anderen solches anzutun? War er ein Verzweifelter, der keinen Ausweg wusste, ein Mutiger, der sich nicht klein kriegen lassen wollte, ein Märtyrer, einer, der wie die alttestamentlichen Propheten in Zeichen setzen wollte? Ein Pharisäer, der seine Kirche eines besseren belehren wollte oder der Zöllner, den Gott gefunden hat?

Eine Widerstandsgeschichte mitten aus Deutschland und trotzdem weit weg.

Die Geschichte eines Menschen, der sich nicht abfinden wollte und selbst als Diener Gottes verstand. Axel Noack, der heute Bischof der Kirchenprovinz Sachsens ist, sagte in diesen Tagen: „Wirkliche Erinnerung an den Sommer 1976 und seine Folgen wird nur dann stattfinden, wenn wir Heutigen bereit sind, über unser Tun und Handeln Rechenschaft zu geben,“ wenn wir darüber nachdenken, wie wir vor Gottes Angesicht treten.

Das Evangelium für diesen Tag (Lk 18, 9-14) erzählt davon. Sie haben es vorhin gehört, jetzt lese ich es Ihnen in der Übersetzung von Walter Jens:

Und wieder sprach Jesus in Bildern und meinte die Menschen, die an sich selber glaubten und alle anderen verachteten:

Es waren einmal zwei Männer, die gingen gemeinsam ins Bethaus.

Der eine: ein Pharisäer.

Der andere: ein Zöllner.

Der eine: hoch geehrt.

Der andere: verachtet – ein Gehilfe der Römer.

Der Pharisäer stand auf und neigte, im Tempel, sein Haupt:

„Ich danke dir Gott, dass ich anders bin als die übrigen Menschen,

kein Räuber, kein Betrüger, kein Ehebrecher, kein Steuereinnahmer wie der Mann neben mir –

ein Halsabschneider, der es mit den Ungläubigen hält, den fremden Herren!

Ich aber faste – über Gebühr!

Ich zahle den Zehnten – und gebe ihn doppelt!“

Der Zöllner aber stand, im Dunkel verborgen,

hinten im Tempel, hatte die Augen gesenkt und schlug sich gegen die Brust:

„Gott, sei mir armen Menschen gnädig, denn ich bin ein Sünder.“

Und ich sage euch: Dieser Mann ging nach Hause als ein Gerechter, der Pharisäer aber nicht.

Denn wer sich selber hochstellt, wird kleingemacht werden, doch wer sich klein macht, der wird hochgestellt.“

Es ist Sonntag. Zeit, die quer steht.

Und wir hören Texte, die nicht harmonieren wollen mit dem, was wir leben, sondern an uns rütteln und ziehen. Hat nicht der Pharisäer genau das getan, was er sollte

und hatte er nicht allen Grund stolz zu sein? Warum sollte er sich dann klein machen für das, was er gutgemacht hat? Und: war Brüsewitz vielleicht auch so einer, ein Bekenner, der mit dem Finger auf die Halbherzigen und Zögerlichen zeigte, einer der für sich wusste, wie Kirche und Glauben sein soll und das anderen zum Vorwurf machte. Kann das falsch sein?

Und dieser Zöllner, der anderen das Leben schwer machte, sich den falschen Mächten andiente, hatte der nicht allen Grund, beschämt im Halbdunkel zu stehen? Oder war der einer, der mit ganzer Seele an sich und seiner Welt gelitten hat?

War Brüsewitz einer, der vor Gott die Augen gesenkt hielt und sich seiner Sache nicht sicher war, der sich kaum über die Schwelle traute und sein Leben wegwarf?

Und wir? Sind wir mutig genug, die Welt zu verändern? Trauen wir Gott zu, dass er eingreift, wenn falsche Wege gegangen werden? Und wenn, wagen wir es auch uns dazu zu bekennen? Gibt es unsere Rolle in der Geschichte vom Pharisäer und Zöllner überhaupt? Oder sind wir weder Menschen, die ihren Glauben strikt praktizieren noch solche, die daran verzweifeln, es nicht zu tun?

Viele Fragen.

Bei Lukas wird deutlich: Letztlich steht jeder allein vor Gott, der Pharisäer, der Zöllner, Brüsewitz, Sie und ich – es kommt nicht darauf an, sich abzugrenzen von dem neben mir; es kommt darauf an, uns Gott mit ganzer Seele zuzuwenden, es kommt darauf an, dass Er uns gnädig ist.

Der Zöllner ist als ein anderer aus dem Tempel gegangen, sein Leben ist neu geworden, die Welt hat sich verändert.

Auch die Welt des Oskar Brüsewitz hat sich verändert:

Im Berliner Tagesspiegel¹ stand: „Rippicha, ein kleines Dorf nahe Zeitz, im südlichsten Zipfel von Sachsen-Anhalt. Ein paar Häuser, Wiesen mit Schierlingskraut, ein Weiher. Und eine Kirche. An ihrer Mauer erinnert ein Schild an Oskar Brüsewitz, auf dem Friedhof an der Kirche leuchten rot und weiß die Blumen auf seinem Grab. Im Giebel des dahinterliegenden Hauses ist ein kleines Loch, dahinter hatte die Stasi eine automatische Kamera installiert. Man musste doch wissen, wer das Grab eines Staatsfeindes besuchte, jetzt hätte es längst geklickt. Ein Foto für die Akten.“

Heute macht es nicht mehr „klick“, die Kameras sind abmontiert, die Akten bei der Stasi wachsen nicht mehr weiter an, der Stacheldraht zwischen Ost und West ist

¹ Ausgabe vom 6. August 2006

verschwunden, es hat sich verändert... seit Oskar Brüsewitz. Gott sei Dank und ich möchte denken, dass er ihm gnädig gewesen ist.

Wir heute Morgen hier in Wolfshagen sind keine Brüsewitz. Sein Weg ist nicht unserer. Aber auch wir sind in Gottes Haus gekommen und treten vor sein Angesicht.

Jeder mit seiner Geschichte, seiner Zufriedenheit, seinem Zorn.

Jeder darauf angewiesen, dass Gott uns gnädig ansieht.

Auch wir leben in einer Welt, die Gottes Gnade braucht und unsere Kraft, damit sie sich verändert. Lassen Sie uns von diesem sonntäglichen Moment die Erinnerung mitnehmen, dass die Welt unseren Mut und unsere Beharrlichkeit braucht, dass Gott uns ansieht wie wir sind und dass er uns gerecht machen will.

Amen.